



Dies ist eine Leseprobe von Klett-Cotta. Dieses Buch und unser gesamtes Programm finden Sie unter www.klett-cotta.de

Mary Gaitskill

Die Stute

Roman

Aus dem amerikanischen Englisch
von Barbara Heller und Rudolf Sorge

Klett-Cotta

Klett-Cotta

www.klett-cotta.de

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel »The Mare«

im Verlag Pantheon Books, New York

Copyright © 2015 Mary Gaitskill

All rights reserved

Für die deutsche Ausgabe

© 2017 by J. G. Cotta'sche Buchhandlung

Nachfolger GmbH, gegr. 1659, Stuttgart

Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten

Printed in Germany

Cover: Anzinger und Rasp, München

Unter Verwendung eines Fotos (unten) von © Pauline St. Denis/getty-images

Nach dem Originalcoverentwurf von Oliver Munday

Gesetzt von Dörlemann Satz, Lemförde

Gedruckt und gebunden von Friedrich Pustet GmbH & Co. KG, Regensburg

ISBN 978-3-608-98109-4

»Die Browns ... liebten einander über alles,
aus tiefster Seele, unduldsam im Alltag.«
Kleines Mädchen, großes Herz

Velvet

An dem Tag wachte ich aus einem Traum auf, wie immer an meine Mutter geschmiegt, das Gesicht an ihrem Rücken; sie hat Dante gehalten und er sie, den Kopf auf ihrer Brust; sie haben sich aneinandergeklammert, als ob sie in ein Loch fallen würden. Aber das war okay. Ich war schon elf, und deswegen musste ich mich nicht mehr an die Brüste meiner Mama kuscheln – vielleicht musste ich's noch nie. Dante, mein kleiner Bruder, war erst sechs.

Es war Sommer, und die Klimaanlage zu kühl eingestellt; schmutziges Wasser tropfte auf den Boden, neben den Topf, den ich extra hingestellt hatte. Zu laut war sie auch, und trotzdem hatte ich von draußen einen Schuss gehört; vielleicht hatte auch jemand in meinem Traum geschrien. Ich hatte von meinem Großvater in der Dominikanischen Republik geträumt, er hatte sich verirrt, in einem dunklen Haus, das wie ein Schloss mit vielen Zimmern aussah. Reiche Weiße machten gruselige Sachen, und von irgendwoher rief mein Großvater nach mir. Vielleicht war's auch ein Schuss. Ich hab mich aufgesetzt und gehorcht, aber da war nichts.

An dem Tag sollten wir mit dem Bus wegfahren und dann zwei Wochen bei reichen Weißen bleiben. Wir hatten uns bei den Puerto Rican Family Services in Williamsburg dafür angemeldet, obwohl wir Dominikaner sind und gerade nach Crown Heights gezogen waren. Die Sozialarbeiterin lief in High Heels und knallengen Hosen herum, wie ein Model, aber ihr Gesicht war eine böse Halloweenmaske.

Meine Mom hatte ihr gesagt, dass in unserem neuen Viertel lauter miese *negritas* wohnen, keine Latinos, und dass sie den ganzen Tag arbeiten muss, manchmal auch nachts, damit wir ein Dach über dem Kopf haben. Bald sind Sommerferien, sagte sie, und dass ich für die Tagesbetreuung zu alt sei, und weil ich so dumm bin, kann sie sich nicht drauf verlassen, dass ich in der Wohnung bleibe und nicht

draußen rumlaufe und mit fremden Männern spreche. Dabei hat sie gelacht, als ob das so dumm wäre, dass es schon wieder lustig ist. Aber ich laufe nicht rum und spreche mit Fremden, und mit meinem Gesichtsausdruck sagte ich das auch der Sozialarbeiterin.

Da hat die Sozialarbeiterin meiner Mom mit Augen und Mund zu verstehen gegeben, dass sie der letzte Dreck ist. Ich hab die Frau gehasst, obwohl meine Mom sie, was mich betrifft, angelogen hatte. Meine Mom tat so, als ob sie nicht gesehen hätte, was die Sozialarbeiterin mit ihren Augen und ihrem Mund gesagt hatte, aber ich wusste, dass sie es gesehen hatte – sie sieht so was immer. Sie redete und lächelte verkniffen weiter, bis die Sozialarbeiterin ihr einen glänzenden Flyer gab, da hörte sie auf. Ich hab ihn durchgeblättert, weil ich wissen wollte, warum sie aufgehört hatte: Da waren Fotos drin, auf denen Weiße mit dunklen Kindern im Arm auf einer Wiese sitzen. Maskengesicht sagte, bei Leuten wie denen könnten wir zwei Wochen verbringen. Dante hat »Scheiße« geflüstert, aber Maskengesicht hat nichts gehört. Wir könnten dort schwimmen und Fahrrad fahren, sagte sie. Wir könnten was über Tiere lernen. Ich nahm meiner Mutter den Flyer aus der Hand. Da stand was von Liebe und Spaß, und auf einem Foto hat ein Mädchen, das dunkler war als ich, ein Schaf gestreichelt. Auf einem anderen saß eine Frau mit dicken weißen Beinen auf einem Stuhl; sie hatte einen Hut auf und eine orangefarbene Plastikblume in der Hand und sah so aus, als ob sie darauf wartet, dass jemand kommt, mit dem sie Spaß haben kann.

Meine Mom kann nicht schreiben, deswegen hab ich die Formulare ausgefüllt. Dante hat mit sich selbst geredet und sich um nichts gekümmert, wie immer. Ich wollte nicht, dass er mitkommt und mich nervt, wenn ich Fahrrad fahren will oder so, und als ich eintragen sollte, wie er mit anderen auskommt, hab ich »Er haut« geschrieben. Bei der Frage, wie er Konflikte löst, hab ich auch »Er haut« geschrieben. Das stimmte sogar. Meine Mom wollte wissen, ob wir in dieselbe Familie könnten, damit ich auf Dante aufpasse, aber Maskengesicht sagte, das ist gegen die Vorschriften. Ich war froh, und dann hab ich bereut, dass ich ganz umsonst was Schlechtes

über Dante geschrieben hatte. Meine Mom hat sich aufgeregt, und Maskengesicht sagte noch mal: »Das ist gegen die Vorschriften.« Es klang, als ob sie eigentlich *Ihr seid der letzte Dreck* sagen wollte, und der Geruch von dem Dreck hat sich in dem Raum ausgebreitet. Ich konnte spüren, wie Dante innen drin ganz klein wurde. Er sagte: »Ich will nicht zu den Leuten«, aber meine Mutter sagte: »Halt den Mund, du undankbarer Junge! Idiot!« Der Geruch wurde stärker; er hat sich meiner Mutter auf den Kopf gelegt, und sie hat sich gekratzt, als ob sie ihn damit wegkriegen könnte.

Aber das klappte nicht, und als wir wieder draußen waren, hat sie Dante auf den Kopf gehauen und noch ein paarmal Idiot zu ihm gesagt. Die Ferien bei Leuten mit Fahrrädern und Schafen hatten sich in eine Strafe verwandelt.

Trotzdem hab ich gehofft, dass es schön wird. Die Frau, zu der ich sollte, hatte angerufen; sie wollte mit mir reden, und sie klang nett. Ihre Stimme war ganz leise, als ob sie Angst hätte. Sie sagte, wir würden auf dem Jahrmarkt Riesenrad fahren und im See baden und Pferde sehen. Sie klang nicht wie die Frau mit den dicken Beinen, aber ich hab sie mir so vorgestellt, mit einer Plastikblume in der Hand. Ich dachte an das Foto und an die Stimme und wurde ganz aufgeregt.

Ich stand auf und ging in den Flur. Von ganz hinten aus dem Wandschrank, in dem unsere Jacken hängen, hab ich die alte Wattebällchenschachtel vorgekramt, in der ich meine Sachen aufbewahre. Damit bin ich durchs Wohnzimmer in die Küche, wo es von der Hitze in den letzten Tagen noch stickig war. Ich hab mir Orangensaft in mein Lieblingsglas mit den lila Blumen gegossen, und mit dem Saft und meiner Schachtel bin ich ans offene Fenster und hab mich rausgebeugt. So früh war noch niemand auf der Straße, nur ein zerlumpter Mann ist an einer Hauswand langgeschlichen und hat sich mit einer Hand dran abgestützt, als ob er sonst hinfallen könnte. An der Wand stand ganz groß »Cookie«, das hatte jemand mit roter Farbe hingeschrieben, weil ein Junge, der Cookie hieß, oft da gestanden hatte. Er wurde so genannt, weil er andauernd Cookies gegessen

hat. Wir haben ihn immer in Mr. Nelsons Laden unten in unserem Haus gesehen, aber wir durften nicht mit ihm reden, weil er aus der Sozialsiedlung in der Troy Avenue kam. Ich hab trotzdem mit ihm geredet, ich fand ihn nett. Obwohl er einmal gesagt hat, dass er mich zwar mochte, aber wenn ihm jemand genug Geld dafür geben würde, dann würde er mich killen. Wollen würde er's nicht, weil's schon schade um mich wäre, aber er würde es müssen. Er sagte das so, als ob er sich mit mir anfreunden wollte. Wir haben eine Weile geredet, dann hat er ein Stück von seinem Soft-Cookie abgebrochen und es Dante gegeben. Zu mir hat er gesagt: »Bleib sauber, Mädchen.« Ein paar Tage später hat ihn ein Cop erschossen, wegen nichts, und sein Name kam an die Wand.

Ich nahm meine Sachen aus der Schachtel und legte sie aufs Fensterbrett. Sie sahen schön aus, so nebeneinander: ein silbernes Glöckchen aus einem Automaten, eine orangefarbene Plastiksonne, die hatte ich von einer Gutebesserungskarte abgerissen, die meine Mom mal bekommen hat, eine blonde Schlüsselanhängerpuppe mit nur einem Bein und einer karierten Jacke, ein getrocknetes Seepferdchen, das mein Großvater mir aus der Dominikanischen Republik geschickt hat, und eine blaue Muschel, die ich als Baby von meinem Vater bekommen hab, als er noch bei uns wohnte. Früher waren's zwei Muscheln, aber eine hab ich Strawberry geschenkt, weil ihr Bruder gestorben ist.

Ich hielt mir die blaue Muschel an die Lippen, weil ich spüren wollte, wie glatt sie ist. Ich hab hochgeschaut und gesehen, dass die Sonne einen goldenen Rand um das Haus gegenüber gezeichnet hatte. Ich hab nach unten geschaut und gesehen, dass der zerlumpte Mann an der Mauer stehen geblieben war, als ob er Kraft zum Atmen sammeln müsste.

Nachdem Cookie erschossen worden war, hab ich die Männer in Mr. Nelsons Laden über ihn reden gehört. Einer sagte: »Selbstmord durch Cop.« Ich dachte, was heißt das? So laut, dass es war, als hätten sie's gehört, weil sie auf einmal still waren. Beim Rausgehen hat meine Mom mir zugeflüstert: »Die gehören zu einer Gang.«

Unten streckte sich der zerlumpete Mann mit ausgebreiteten Armen und Händen an der Wand hoch, und es sah aus, als ob er auf das rot gemalte Wort weinte. Eine Sekunde lang war alles hart und klar und so schön, dass es wehtat.

Als ich meinen Vater zum letzten Mal gesehen hab, war ich fast zehn und Dante vier. Wir mussten aus unserer Wohnung in Williamsburg raus, meine Mom ist zu einer Freundin gezogen, um von dort aus was anderes zu suchen, und mein Vater hat uns mit seinem Freund Manuel abgeholt und im Auto mit nach Philadelphia genommen. Ich weiß noch, wie wir mit den Kindern von einer Frau, die Sophia hieß, auf der Feuerleiter Seifenblasen gemacht haben. Sie hatte weiche Brüste, die in ihrem grünen Kleid zusammengedrückt wurden, und sie hat *Asopao* mit Shrimps und Mangopudding gekocht. Sie mochte mich nicht, aber ihre Töchter waren nett. Wir haben im selben Bett geschlafen und uns Geschichten von einem ekligen weißen Typen erzählt, der früher mal mit einer Kettensäge Leute zerlegt hat und in ihrer Haut rumgetanzt ist. Das jüngste Mädchen hat immer wie Missy Elliott gerappt: *I heard the bitch got hit with three zebras and a monkey / I can't stand the bitch no way*. Dante und ich mussten lachen, weil sie so süß war; sie war erst drei. Dauernd liefen Hunde rein und raus, und am Anfang hatte Dante Angst vor ihnen, aber dann mochte er sie. Wir hatten Spaß, aber auf der Rückfahrt nahm Vater für die Autobahngebühr mein Reservegeld aus meiner Tasche, und dann hat er's mir nicht wiedergegeben. Manuel war auch dabei und hat mich ausgelacht, weil ich so sauer war. Dann ist er nach New York gezogen und hat ein Zimmer bei uns gemietet.

Mein Vater schickt Dante zum Geburtstag manchmal eine Karte mit einem Dollar. Mir nie.

Ich legte die Muschel wieder hin und nahm das Seepferdchen. Meinen Großvater hab ich nie gesehen, aber er hat mich geliebt. Er telefonierte mit mir, und als ich ihm mal ein Foto von mir geschickt hab, sagte er, ich sei schön. *Mi niña* hat er mich genannt. Er erzählte mir, wie frech meine Mom als Kind war und wie sie bestraft wurde. Er hat mir das Seepferdchen geschickt. Er sagte, irgendwann kommt

meine Mom ihn mit mir und Dante besuchen, und dann fährt er mit uns ans Meer. Ich erinnere mich noch an seine Stimme: Müde und kratzig war sie, aber innen drin total lustig. Ich hab ihn nie gesehen und so gut wie nie mit ihm telefoniert, aber wenn, dann war's, als ob ich in den Arm genommen würde. Mit der Zeit wurde seine Stimme immer müder, und das Lustige war weit weg. Er sagte: »Ich werde immer bei dir sein. Du musst nur an mich denken, dann bin ich da.« Das hat mir Angst gemacht. Ich wollte sagen, *Opa, warum redest du so?*, aber ich hatte zu viel Angst. »Sogar in deinen Träumen«, sagte er. »Ich bin da.« Ich sagte: »*Bendición, abuelo*«, und er: »*Dios te bendiga*.« Vier Wochen später ist er gestorben.

Ich legte die Sachen in die Schachtel zurück und schaute wieder runter auf die Straße. Der zerlumpte Mann war weg. Der Goldrand am Haus gegenüber war auch verschwunden, er hatte sich über den Himmel verteilt, und der leuchtete jetzt wie von einem unsichtbaren Licht angestrahlt. Auf einmal, ich weiß nicht, warum, musste ich an einen Fernsehspot denken, in dem Tausende Schmetterlinge aus einer Shampooflasche oder einer Cornflakeschachtel hochfliegen. Ich dachte an Cookies Gesicht, als er meinem Bruder ein Cookie gegeben hat. Ich dachte an die Dickebeinefrau mit der orangefarbenen Plastikblume, die so aussah, als ob sie darauf hofft, dass jemand kommt, mit dem sie Spaß haben kann.

Ginger

Ich war 47, als ich sie kennenlernte, aber ich fühlte mich noch jung. Ich sah auch jung aus. Wahrscheinlich weil ich nicht viel von dem erlebt hatte, was die meisten anderen Frauen in meinem Alter erlebt haben; ich hatte keine Kinder und keine erfolgreiche Karriere. Ich hatte spät geheiratet, nachdem ich durch eine Reihe von verkorksten Beziehungen gestolpert war und durch ein anstrengendes halbes Leben als Künstlerin, eines, das nur in Lower Manhattan in Erscheinung trat; die andere Hälfte hatte ich achtlos dem Alkohol und den Drogen überlassen.

Meinen Mann Paul lernte ich bei den Anonymen Alkoholikern kennen. Ich ging nur ein knappes Jahr hin, ich fand die Meetings unerträglich – die Sprache, das Dogmatische. Und dogmatisch war man dort, selbst wenn es nach etwas anderem klingen sollte. Trotzdem half es mir aufzuhören, keine Frage. Außerdem lernte ich dort Paul kennen. Das war ein halbes Jahr, bevor wir auch nur einen Kaffee zusammen tranken, aber mir fielen sofort seine tiefgründigen Augen auf, die animalische Beredtheit seiner behaarten Hände. Er war fünfzig, fast zehn Jahre älter als ich, und noch verheiratet, aber er lebte getrennt von seiner Frau in der City. Er machte sich Sorgen, als ich nicht mehr zu den Treffen kam, selbst wenn er es nie zugeben hätte, und ich glaube, diese Spannung verlieh unserer langsamen Annäherung eine starke Dynamik. Schließlich zogen wir in eine Kleinstadt nördlich von New York, dieselbe, aus der er weggezogen war. Als ordentlicher Professor an einem kleinen College verdiente er gut. Ein großer Teil seines Einkommens ging an seine Frau und seine Tochter, während wir in einer Dienstwohnung in einem alten Haus auf dem Campus wohnten, das reich an Charme, aber arm an Funktionalität war. Dass es uns nicht gehörte, störte uns nicht. Wir fühlten uns wohl darin, und lange Zeit waren wir glücklich miteinander; wir gingen oft essen, und im Sommer machten wir Reisen.

Wenn mich jemand fragte, was ich mache, sagte ich: »Ich bin im Moment in einer Übergangsphase«, ganz selten auch: »Ich bin Malerin.« Letzteres war mir peinlich, obwohl es stimmte. Ich malte nach wie vor, und ich fand, ich war besser als zwanzig Jahre zuvor, als ich in einer Galerie in Manhattan ausgestellt hatte. Es war mir auch deshalb peinlich, weil ich wusste, wie lächerlich es für jemanden klang, der Kinder und einen Job und bestimmt kein Verständnis für mein früheres Leben hatte. Mit einigen wenigen – Frauen, die hobbymäßig malten – konnte ich darüber reden, konnte ihnen erklären, was die Kunst für mich gewesen war und wozu ich sie wieder machen wollte: ein Ort, der realer war als irgendetwas im »realen« Leben. Ein Ort, an den ich mich heute nur noch dunkel erinnere, ein Ort tiefer Freude; wenn ich es dorthin schaffte, war es, als hätte ich eine Sendefrequenz eingestellt, die mir heilig war. Nichts war mir wichtiger, als diese Frequenz auf der Skala meines Ichs zu empfangen.

Das Problem war, dass andere Leute wie Störsender wirkten. Es war schwierig für mich gewesen, mit ihnen befreundet zu sein und zugleich das Signal zu hören. Das klingt seltsam, ich weiß. Aber ich *bin* seltsam, seltsamer, als die bloßen Fakten meines Lebens vermuten lassen. Allerdings sehe ich immer deutlicher, dass sehr viele Leute seltsam sind; vielleicht verliert das Wort seinen Sinn, wenn man es auf Menschen anwendet. Jedenfalls war es zu Interferenzen gekommen. Ich schuf mir deshalb Möglichkeiten, andere auf Abstand zu halten, zum Beispiel durch mein immer kostspieligeres Laster. Was ich nicht sah oder nicht sehen wollte: Drogen verursachten noch mehr Interferenzen als Menschen; sie waren selbst ein dunkles Signal, eines, das das ursprüngliche Signal überlagerte und schließlich auslöschte. Als es so weit war, verlor ich jede Orientierung, und jahrelang merkte ich es nicht einmal.

Als ich zu den AA kam, war die Kunst für mich fast gestorben, und ich führe es auf die Stunden in diesen starren, grell erleuchteten Räumen zurück, dass ich sie wieder zum Leben erweckte.

Als wir schließlich aus der City wegzogen, begann ich das Signal

wieder zu spüren, aber anders. Ich spürte es sogar, wenn Paul dabei war, aber das wunderte mich nicht – er war nicht »andere Leute«. Bald spürte ich es auch in Gegenwart anderer, oder eher durch sie, in dem engen Zusammenhalt von Familien, die seit Generationen in dieser Stadt lebten. Wenn ich die Frauen mit ihren Babys im Kinderwagen oder mit ihren Kleinkindern im Supermarkt sah, spürte ich, wie tief sie an diesem Ort und auch außerhalb davon verwurzelt waren – im Gras und in der Erde, in den Bäumen, im Himmel.

Da ich durch etwas, an dem ich nicht teilhatte, so viel spürte, fühlte ich mich natürlich einsam. Ich begann mich zu fragen, ob es ein Fehler gewesen war, keine Kinder zu bekommen, was gewesen wäre, wenn ich Paul in jüngeren Jahren kennengelernt hätte. Als wir zum dritten Mal Sex hatten, sagte er: »Ich will ein Kind mit dir.« Ich hatte bestimmt schon Hunderte Male Sex gehabt, und die Männer hatten alles Mögliche zu mir gesagt – aber das noch nie. Und ich hätte es auch nicht gewollt; wenn Freundinnen mir erzählten, dass ein Mann so etwas zu ihnen gesagt hatte, dachte ich, das ist ja ekelhaft! Aber als Paul es sagte, hörte ich nur, *Ich liebe dich*. Und ich empfand genauso; wir schiefen miteinander, und ich stellte mir vor, wie mein Bauch anschwell.

Doch ich wurde nicht schwanger. Stattdessen starb meine Schwester Melinda. Das eine hat mit dem anderen nichts zu tun, ich weiß – für mich aber schon. Meine Schwester lebte in Cleveland, Ohio. Sie war seit Langem krank. Vieles lief bei ihr so verquer, dass niemand gern an sie dachte, ich eingeschlossen. Sie trank, sie war boshaft und verrückt, sie rief mitten in der Nacht an und redete wirres Zeug. In jüngeren Jahren hing sie mit einer armseligen kleinen Bikergang herum, und als sie abstürzte – die Typen vermutlich ebenfalls –, redete keiner mehr mit ihr. Ich hatte auch keine Lust, mit ihr zu reden, aber ich tat es trotzdem, ich schloss die Augen und zwang mich zuzuhören. Ich hörte zu, bis ich mich wieder daran erinnern konnte, wie es sich angefühlt hatte, wenn wir als Kinder zusammen gemalt, auf dem Sofa gekuschelt oder Eis aus Teetassen gegessen hatten. Manchmal hörte ich auch nicht zu, konnte mich nicht erinnern; sie redete, und

ich checkte meine Mails und wartete darauf, dass sie auflegte. Das tat sie dann auch.

Sie hatte einen Schlaganfall, unter der Dusche. Das Wasser lief noch, als man sie Tage später fand. Es war Sommer, und ihr Körper war stark aufgeschwemmt. Trotzdem konnte ich sie identifizieren, obwohl ihr schmaler kleiner Mund fast zwischen Wangen und Kinn verschwand und die verzerrten Brauen ihr etwas Unmenschliches verliehen.

Paul kam mit, als ich ihre Wohnung ausräumte. Ich war mindestens zehn Jahre nicht mehr bei ihr gewesen – sie hatte mich oder meine Mutter lieber selbst besucht, und jetzt sah ich, warum. Die Wohnung war verdreckt, überall befanden sich Fastfoodkartons, benutzte Pappteller und Plastikbesteck, Tüten und Kisten, vollgestopft mit Kram, den sie schon vor Jahren hatte entsorgen wollen. Überall lag Post, seit Monaten ungeöffnet. Schwarzer Schimmel überzog die Wände. Paul und ich standen da und dachten, warum haben wir ihr nicht geholfen? Die Antwort lautete natürlich: Wir hatten ihr geholfen. Wir hatten ihr Geld geschickt, an Weihnachten hatten wir ihr den Flug zu uns bezahlt, ich hatte mit ihr geredet, obwohl ich nicht wollte. Doch als ich dort in ihrer Wohnung stand, wurde mir klar, dass das nicht genug gewesen war. Sie hatte es gemerkt, wenn ich nicht mit ihr reden wollte, und das war meistens der Fall gewesen. Was hatte da das Geld genützt?

»Du hast getan, was du konntest«, sagte meine Mutter. »Wir alle.« *Du hast getan, was du konntest, um sie kaputtzumachen*, hätte ich am liebsten erwidert, aber sie weinte schon. Und ich war froh, dass ich nichts gesagt hatte, denn vier Wochen später starb sie an einem Herzinfarkt. Als meine Schwester und ich Teenager waren, hatte sie sich Melinda gegenüber verhalten, als bereitete sie ihr nichts als Ärger, als wäre sie mit schuld am Scheitern ihrer Ehe. Aber sie spielte auch Karten mit ihr und alberte in der Küche mit ihr herum, was sie mit mir nie tat. Gegen Ende ihres Lebens hing Melinda ständig mit unserer Mom am Telefon; sie fuhr sogar rechts ran und rief sie vom Handy aus an, wenn sie sich irgendwo verfahren hatte, was häufig vorkam.

Während der Schock noch abklang, unternahm ich viele lange Spaziergänge durch das kleine Stadtzentrum, auf die Landstraße hinaus und wieder zurück in die Stadt. Ich betrachtete die Frauen mit ihren Kindern, ich sah in die süßen Gesichter und dachte an Melinda als kleines Mädchen. Ich dachte an die warmen Arme meiner Mutter, diese gedankenlosen, unkritischen Arme, die uns hochnahmen und festhielten. Kurz nach Melindas Tod ging unsere Waschmaschine kaputt und ich musste in den Waschsalon; dort lief im Radio ein Song, der in den Siebzigern sehr bekannt gewesen war, von einem Mädchen und einem Pferd, die beide sterben. Als ich die getrockneten Sachen zusammenlegte, erkannte ich ihn wieder. Die Stimme des Sängers klingt dünn und gekünstelt, aber irgendwo in diesem Gekünstelten verbirgt sich etwas Echtes, die Traurigkeit des Kleinseins und Scheiterns, der schönen Dinge, an die man glaubt, obwohl sie nicht real sind, weil man nur so überlebt. Meine Augen füllten sich mit Tränen. Als Kind hatte Melinda Pferde geliebt, und eine Zeitlang war sie auch geritten. Da wir uns die Reitstunden nicht leisten konnten, arbeitete sie in einem Reitstall, um sich das Geld dafür zu verdienen. Einmal holte ich sie mit meiner Mutter dort ab und sah sie auf dem eingezäunten Platz neben dem Stall reiten. Sie wirkte so souverän und glücklich, dass ich sie erst gar nicht erkannte und mich fragte, wer dieses schöne Mädchen sei. Unserer Mutter ging es genauso. »Schau sie dir an!«, sagte sie und blieb stehen. *They say she died one winter / When there came a killin' frost / And the pony she named Wildfire / Busted down his stall / In a blizzard he was lost.* Es war ein idiotisches Lied, aber das spielte keine Rolle. Ich stellte mir meine Schwester vor ihrem Absturz vor, wie sie auf einem wunderschönen goldenen Pferd auf mich zugeritten kommt. *She's coming for me I know / And on Wildfire we're both gonna go.* Und während ich weiter Kleider zusammenlegte, weinte ich leise. Es war niemand da, der mich hätte sehen können.

Ein Jahr später begann ich an Adoption zu denken. Anfangs sagte Paul: »Das geht nicht.« Er sprach es nicht aus, aber ich glaube, es kränkte ihn, dass ich nicht ernsthaft versucht hatte, ein Kind *von ihm* zu bekommen, und jetzt irgendein Kind wollte. Außerdem wollte

Edie, seine Tochter aus erster Ehe, nicht an sein College, und er versprach, ihre Studiengebühren am Brown College zu übernehmen, nachdem seine Exfrau ihm eine Riesenszene gemacht hatte. Aber selbst wenn Geld keine Rolle gespielt hätte – er war der Meinung, wir hätten nicht die nötige physische Energie für ein adoptiertes Baby. »Und ein älteres Kind?«, fragte ich. »Ein siebenjähriges zum Beispiel?« Wir wüssten doch gar nichts über das Kind, meinte er. Wenn es zu uns komme, könne sein Wesen schon voll ausgeprägt sein und Züge angenommen haben, die problematisch und für uns zunächst nicht erkennbar seien. Und dann sei es zu spät.

Wir diskutierten hin und her, nicht allzu engagiert, aber hartnäckig, nachts im Bett und beim Frühstück. Monate vergingen; der Frühling kam, und die trockene, kalte Winterluft wurde rau und feucht, dann schwer und weich. Auch Pauls Augen wurden weich, wenn wir redeten. Ein Freund von ihm erzählte von einer Organisation, die arme Stadtkinder für ein paar Wochen an Familien auf dem Land vermittelte. Das sei doch eine Möglichkeit, meinte er, »einen Testballon zu starten«, zu sehen, wie es ist, ein Kind mit einem bereits voll ausgeprägten Wesen um sich zu haben.

Wir riefen bei der Organisation an, und man schickte uns Informationsmaterial, darunter eine Broschüre mit Fotos, die lächelnde weiße und schwarze Kinder mit Blumen in den Händen zeigten und ein schlankes schwarzes Mädchen, das ein wolliges weißes Schaf streichelt. Die Broschüre war kitschig, sie schmeichelte weißer Eitelkeit und war verdammt manipulativ. Aber sie war auch unwiderstehlich. Wenn man sie las, dachte man, die schönen Gefühle könnten vielleicht doch echt sein. »Ja«, sagte ich, »lass uns das machen. Es sind ja nur zwei Wochen. Wir könnten sehen, wie es ist, und das Kind hätte bei uns eine schöne Zeit.«

Velvet

Dante fuhr woandershin als ich, sein Bus ging um halb acht, meiner um neun. Draußen vor dem Port-Authority-Busbahnhof lagen schmutzige Penner an der Mauer und schliefen, drinnen waren die meisten Geschäfte noch geschlossen; Leute waren fast keine unterwegs, bloß Polizisten, und es lief scheußliche Musik. Wir gingen zu der Stelle, wo wir uns treffen sollten, aber es war niemand da. Meine Mom sagte, ich soll einen Polizisten fragen, ob hier der Treffpunkt vom Fresh Air Fund ist, aber der wusste von nichts. Meine Mom machte ein besorgtes Gesicht und Dante ein erleichtertes, weil er dachte, wir fahren wieder nach Hause. Ich dachte, wir sind nur zu früh dran, wie immer, und so war's auch: Als wir da standen, kamen lächelnde Leute in grünen T-Shirts auf uns zu; sie schlepten gelbe Absperrgitter, solche, mit denen man bei Paraden die Zuschauer zurückhält. »Super, dass ihr so früh da seid, das ist super«, sagten sie, und dann machten sie mit den Gittern einen großen viereckigen Platz und stellten ein Schild auf. Sie lachten und lächelten, untereinander und dann auch zu uns rüber. Sie stellten Tische auf, holten ihre Computer raus und sagten, es kann losgehen. Aber dann durften wir nicht alle rein, nur Dante; der musste allein in der Umzäunung bleiben. Sie sagten, er würde sich schon dran gewöhnen, wir könnten uns ja zu ihm ans Gitter stellen, bis er losfährt. Sie hängten ihm eine Informationskarte um den Hals und gaben ihm ein Malbuch, aber er ließ es fallen und rannte ans Gitter, klammerte sich an meine Mom und heulte: »Ich hab Hunger, ich hab Hunger!«

Hätte ich das gemacht, hätte meine Mom gesagt, ich soll still sein, und dann wär sie weggegangen, zur Arbeit. Aber so hat sie zwischen den Stäben durchgefasst und mit Dante geredet wie mit einem Baby: »Ist ja gut, Schatz!« und so. Er hat sich aber nicht beruhigt, und da hat sie mir Geld gegeben und gesagt, ich soll in dem Geschäft, das

gerade aufgemacht hat, ein Cookie für ihn holen und für sie einen Kaffee; wir hatten gesehen, wie ein Mann mit einem traurigen Gesicht das Geschäft aufsperrte.

Wenn Dante heult, ist sie immer gleich da, deswegen heult er so viel. Oder er tut so. Besonders seit ihn die Babysitterin vergiftet hat. Das war vor Crown Heights oder sogar noch vor Williamsburg; wir haben damals in Queens gewohnt. Wir hatten nur ein Zimmer, in dem es immer nach dem Müll unter der Spüle gerochen hat, egal, wie oft wir ihn runtergebracht haben. Ich war acht, Dante drei. Die Babysitterin hieß Rose, sie wohnte ein Stück die Straße runter und war die Tochter von der Frau, die Mom die Haare machte. Sie wollte eine Sendung schauen, die Dante nicht schauen wollte, und er hat die ganze Zeit gequengelt. Er fing an zu heulen, es tut ihm was weh, und sie hat ihm eine Aspirin gegeben. Er hat aber weitergeheult, wahrscheinlich weil er noch mehr von den orangefarbenen Kau-tabletten wollte. Da hat sie ihm die ganze Packung gegeben, und er ist eingeschlafen.

Als ich mit dem Cookie und dem Kaffee zurückkam, hat er immer noch so getan, als ob er weint, auch noch, als er das Cookie gegessen hat. Inzwischen waren noch andere Kinder in der Umzäunung und haben mit den Fresh-Air-Fund-Leuten Malbücher ausgemalt. Ich wäre auch gern rein, nur um von Dante und meiner Mom wegzukommen. Ich hab sogar gefragt, ob ich darf, aber sie sagten, nein, ich kann erst rein, wenn meine Gruppe kommt.

Ich ging hinter meiner Mom im Kreis und zog meinen Koffer hinter mir her, bis ein Mädchen in einem grünen T-Shirt sagte, ich kann ihn hinter dem gelben Gitter abstellen; dann ging ich ohne ihn herum. Inzwischen waren mehr Leute auf dem Busbahnhof, und ihre Gesichter sahen aus, als wären sie schon woanders. Jetzt kamen auch mehr Kinder – der eingezäunte Fresh-Air-Platz wurde voller. Die Kinder saßen auf dem Boden und malten Malbücher aus oder spielten Karten, und die Leute in den grünen T-Shirts schauten zu. Auch andere Moms standen am Zaun, dicht bei ihren Kindern. Ein Junge sagte zu Dante: »Hab keine Angst, das wird super. Wo ich

hinkomme, da gibt's ein Schwimmbad.« Ich hätte einfach weggehen können, dachte ich, und niemand hätte es gemerkt.

Nachdem Dante das ganze Aspirin geschluckt hatte, kriegten wir ihn nicht wieder wach. Rose rief ihre Mom an, sie soll kommen, und dann kam meine Mom nach Hause. Wir haben alle geweint, aber dann hat meine Mom Rose angeschrien, sie bringt sie um, wenn Dante stirbt. Ihre Mom hat sie verteidigt und zurückgeschrien, Dante würde wirklich sterben, zur Strafe dafür, dass meine Mom so redet. Die Polizei kam, ein Krankenwagen kam. Mein kleiner Bruder wurde auf die Trage gelegt. Meine Mom hat geweint und sich über ihn geworfen, und sie mussten sie wegziehen, damit sie ihn die Treppe runterschaffen konnten. Als der Krankenwagen losfuhr, hat Mrs. Gutiérrez, unsere Nachbarin, meine Mom umarmt und gesagt, Dante wird wieder gesund und sie betet für uns. Meine Mom hat sich bedankt und gelächelt, als sie ging. Dann drehte sie sich zu mir um und sagte: »Wie konntest du das zulassen?«

Endlich kam der Bus, und Dante musste einsteigen. Meine Mom brachte mich zu einem Tisch in der Umzäunung, und ich bekam eine Karte umgehängt, auf der »Red Hook« stand. »Sei brav«, sagte sie, »mach denen kein Ärger.« Sie gab mir einen Kuss, und dann ging sie; sie war schon zu spät dran. Ich hab mich hingesetzt, und eine lächelnde Frau hat hi gesagt und mich gefragt, ob ich zum ersten Mal dabei bin, und ich hab ja gesagt. Sie hat gefragt, ob ich ein Malbuch will, und ich hab nein gesagt. Andere Kinder kamen rein, die meisten jünger als ich; sie haben sich auf den Boden gesetzt und Malbücher ausgemalt. Ein Mädchen in meinem Alter hat als Erstes ihr Handy rausgeholt. Ich hatte kein Handy, ich saß nur so da. Immer mehr Kinder kamen – wenigstens war ich nicht die Einzige, die ohne Mutter da war. Aber ich war anscheinend die Einzige, die nichts zum Anschauen hatte. Und immer noch hat die scheußliche Musik gespielt.

Du taugst nichts, sagte etwas in meinem Kopf. *Es ist dein Blut, du hast schlechtes Blut*. Das höre ich oft. Ich höre es nicht direkt, ich fühle es eher, im Kopf. Immer und immer wieder. Ich versuche dann,

es zu übertönen und zuzuhören, was um mich herum geredet wird. Und da hab ich gehört, wie sich die Weiße hinter uns mit der anderen Weißen unterhielt. »Wir haben uns hier ein Bein ausgerissen, um das Kind in den Bus zu kriegen«, sagte sie, »und dann kreuzen die gar nicht auf!«

»Die kapieren das nicht«, sagte die andere Frau. »Die Familien richten sich für den ganzen Sommer darauf ein, und dann lassen die sich nicht blicken.«

»Das ist ihre Kultur«, sagte die Erste. »Die haben einen anderen Zeitbegriff als wir.«

Ich wollte sagen, *Entschuldigung, aber wir waren sogar zu früh da*, aber da haben sie schon von sich selbst geredet und dass sie ganz anders sind.

»... wenn sie dann kommen und so ein großes Haus sehen und all die schönen Sachen, dann fragen sie: Woher habt ihr das alles?« Die Frau hat immer noch so geredet, als ob niemand sie hören kann. »Ich sage dann: Das haben wir uns hart erarbeitet. Du siehst ja, dass Jeff jeden Morgen um vier aufsteht und zur Arbeit geht. Und wenn er nach Hause kommt, spielt er mit den Kindern.«

»Wenigstens geben wir ihnen ein Beispiel«, sagte ihre Freundin. »Wir zeigen ihnen, dass es auch anders geht. Was sie draus machen, ist eine andere Frage, aber ...«

Ich hab versucht, mich an die leise Stimme der Frau am Telefon zu erinnern. Ich hab versucht, daran zu denken, was sie alles mit mir machen wollte – Jahrmarkt, Schwimmen, Pferde. Aber es war, als ob es nur noch den Busbahnhof gibt und alles immer so weitergeht: Mein Kopf redet Scheiße, und die beiden Frauen sagen immer wieder das Gleiche.

Da sagte ein Schwarzer mit Dreads: »Okay, los geht's!« Er nahm ein paar Koffer und ging zu der Tür, durch die Dante gegangen war. Die Kinder haben sich endlich von ihren Moms verabschiedet, wir sind in den Bus eingestiegen, und mein Kopf hat aufgehört zu reden. Der Bus war eine dunkle, rumpelnde Höhle mit tiefen Sitzen voll von muffigen Gerüchen und Lämpchen wie Edelsteinen in den Arm-

lehnen. Zu den Sitzen musste man eine Stufe rauf, und bei jedem hatte man einen Bildschirm vor sich. Sogar die schüchternen kleinen Kinder haben sich in die Sitze geschmissen oder sind drauf rumgehoppst. Die Frau, die das mit dem Beispiel gesagt hatte, stieg als Letzte ein; sie lächelte und sagte, wir könnten *Harry Potter* schauen. Mein Kopf fing wieder an: *Du taugst nichts*, und ich sagte: *Ach, sei doch still*.

»Hey«, sagte eine Schwarze in einem grünen T-Shirt. »Darf ich mich zu dir setzen?«

Ich hab ja gesagt und mich gefreut; sie war nett. Sie sagte: »Hi, Velveteen, ich bin Roxanne. Warst du schon mal in einer Friendly Town?«

Ich hab nein gesagt, und der Bus hat jetzt wirklich gerumpelt.

»Es wird dir gefallen«, sagte sie. »Ich war als Kind mal in einer. Da hat man jede Menge Spaß.«

Der Bus setzte zurück und fuhr in einen Tunnel. Roxanne sagte, sie würde lieber *Freaky Friday* mit Lindsay Lohan schauen. »Der handelt von einem Mädchen, das mit seiner Mutter den Körper tauscht. Das ist lustig.«

Ich wusste nicht, was ich sagen sollte, darum hab ich bloß gelächelt und aus dem Fenster geschaut. Wir fuhren auf die Straße raus. Die Beispielfrau stand auf und erklärte die Regeln im Bus und dass die Toilette hinten ist. Ich hätte gern gewusst, ob Roxanne genauso drauf war wie sie.

An dem Abend, als Dante vergiftet wurde, hat meine Mutter nicht mehr mit mir geredet, nicht mal, als sie uns sagten, dass er okay ist. Ich half ihr beim Abendessenmachen, dann haben wir gegessen. Sie hat mich kaum angeschaut. Ich hab geweint, und die Tränen liefen mir beim Essen in den Mund. Aber als wir ins Bett sind, hat sie sich nicht weggedreht. Sie lag mit offenen Augen auf dem Rücken und sagte: »Du kannst nichts dafür. Du hast schlechtes Blut, von deinem Vater.« Ich sagte: »*Bendición, mami*.« Keine Antwort. »*Mami?*«, flüsterte ich. Sie hat geseufzt und mich gesegnet, dann drehte sie mir den Rücken zu, und ich durfte mich an sie schmiegen.

»Velveteen?«, sagte Roxanne. »Du bist ein bisschen aufgeregt, was?«

»Ja.«

»Brauchst du nicht, Süße. Wegen deiner Gastfamilie? Die werden sich riesig freuen, wenn du kommst. Glaub mir.«

Ginger

Der Bus kam später. Man hatte uns nicht Bescheid gesagt, und wir mussten eine Stunde lang auf einem heißen Schulhof warten. Wir waren die Einzigen, und da wir nicht wussten, wie lange es noch dauern würde, wagten wir nicht, uns etwas zu trinken zu holen. Paul blieb bei geöffneter Tür im Auto sitzen und hörte Radio, ich stieg aus und ging auf und ab. Es gefiel mir hier nicht; diese öde Asphaltfläche zwischen Himmel und Erde – wer wollte an einem neuen Ort schon als Erstes einen fremden Schulhof sehen? Ich dachte an die Stimme des Mädchens am Telefon. Velvet – sie klang so voll und rund, so süß und frisch.

Ich wollte dieser Stimme süße, frische Dinge geben, wollte alles Gute dieser Welt zusammentragen und ihr geben. Am Abend zuvor hatten wir für Velvet eingekauft: Cornflakes und dazu Obst, Eier für den Fall, dass sie keine Cornflakes mochte, Orangensaft, Speck und Weißbrot, Schinkenaufschnitt und Käse, Hähnchen zum Grillen, Schokomilch und Karotten. »Hat deine Tochter als Kind Karotten gemocht?«, fragte ich Paul. »Das weiß ich gar nicht mehr«, antwortete er, »ich glaub schon.« »Alle Kinder essen Karotten.« Ich legte sie in den Einkaufswagen. »Mach dir nicht so viele Gedanken, Ginger«, sagte er. »Kinder sind unkompliziert. Solange man lieb zu ihnen ist und sich um sie kümmert, mögen sie einen. Okay?«

Ich ging weiter auf und ab. Andere Autos kamen auf den Schulhof gefahren, am Steuer Weiße mittleren Alters. Das Problem war, dass ich nicht wusste, ob ich alles Gute dieser Welt zu geben hatte. Oder überhaupt etwas. »Dich selbst«, hatte Paul gesagt, als er mich einmal nachts in den Armen hielt. »Das wahre Ich ist das Beste, was man anderen geben kann.« Und ich glaubte ihm. Ich glaubte nur nicht, dass es so leicht sein würde.

Paul stieg aus. »Schau«, sagte er, »sie kommen.« Und da waren sie, zwei Busse, die schnaubend auf den Hof einbogen. Sei ganz nor-

mal, dachte ich. Die Busse hielten an, die Türen klappten auf, und schwitzende, angestrengt lächelnde Erwachsene strömten heraus. Familiennamen und Nummern wurden gerufen. Kinder sprangen aus den Bussen, einige erwartungsvoll ins Sonnenlicht blinzelnd, andere mit gesenktem Blick, als schämten oder fürchteten sie sich. Und dann stand da diese kleine Schönheit. Ihr runder Kopf war zu groß für den schmalen Körper und wirkte durch das lange Kraushaar noch größer. Aber ihre Haut war von einem satten Braun, ihre Lippen waren voll, ihre Wangenknochen kräftig. Sie hatte eine flache, sanfte Stirn, eine breite Nase, riesige Augen mit langen, dichten Wimpern und markante Brauen. Aber nicht nur ihre Gesichtszüge machten ihre Schönheit aus, nicht einmal hauptsächlich; sie hatte eine Reinheit des Ausdrucks, die mein Herz aussetzen ließ.

Ich hörte Pauls Namen. Wir traten vor. Das Kind sah uns unverwandt an. Ich verspürte den Impuls, die Hand auf mein aussetzendes Herz zu legen, und einen noch stärkeren Impuls, das Gesicht des Mädchens zu berühren. »Das ist Velveteen Vargas«, sagte eine Frau mit einem Lächeln in der Stimme. »Velveteen, das sind Mr. und Mrs. Roberts.« Es war unser Kind!